

JEAN BAGNOL

Commissaire Mazan
und die Spur
des Korsen

Kriminalroman

KNAUR 

**Besuchen Sie uns im Internet:
www.knaur.de**

Wenn Ihnen dieser Roman gefallen hat und Sie auf der Suche sind nach ähnlichen Büchern, schreiben Sie uns unter Angabe des Titels »Commissaire Mazan und die Spur des Korsen« an: frauen@droemer-knaur.de



Originalausgabe April 2017

Knaur Taschenbuch

© 2017 Knaur Verlag

Ein Imprint der Verlagsgruppe

Droemer Knaur GmbH & Co. KG, München

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise – nur mit Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.

Redaktion: Gisela Klemt, lüra: Klemt & Mues GbR

Umschlaggestaltung: ZERO Werbeagentur, München

Umschlagabbildung: FinePic®, München / Shutterstock

Satz: Adobe InDesign im Verlag

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

ISBN 978-3-426-51654-6

2 4 5 3 1

»Hinter jedem großen Vermögen steht ein Verbrechen.«

Honoré de Balzac (1799–1850),
französischer Philosoph und Romanautor

Wie vertraut sich seine Hand in meiner anfühlt, dachte Zadira Matéo. Als hätte sie den Druck dieser Finger schon ein halbes Leben gespürt, aber erst mit Jules den Mann zu dieser Hand gefunden.

In Mazan. Ausgerechnet. Nach fünf Monaten Hin und Her, ich mag dich nicht, ich dich aber sehr, ich will dich, ich dich nicht mehr.

Zadira lächelte, während sie und Jules Hand in Hand durch das fünfhundert Jahre alte Stadtportal, die Porte de Mormoiron, aus Mazans Altstadt traten. Sie trug noch immer das rote Kleid, in dem sie mit ihm unter den Sternen getanzt hatte. Sie fühlte sich lebendig, ihre Haut war auf diese einzigartige Weise wohlig wund, wie sie sich nur nach sehr langen, sehr reuelosen Liebesspielen anfühlt.

»Was ist?«, fragte Jules Parceval auf einmal zärtlich.
»Was schaust du mich so an?«

»Tue ich das?«

Er lächelte. »Ja. Könntest du bitte nie damit aufhören?«

Sie hatte Lust, ihn statt einer Antwort zu küssen. Spätestens morgen, Montag, ab acht Uhr, wäre sie wieder eine andere: Lieutenant Matéo, die Polizistin, ehemalige Drogenfahnderin, Kriminalbeamtin der Police Nationale.

Aber jetzt nicht. Jetzt noch nicht.

Sie überquerten Mazans Avenue de l'Europe, die wie ein Schutzring um die innere Altstadt lag, um zur Boulangerie

Banette in dem rot getünchten, schmalen Haus auf der anderen Straßenseite zu gelangen.

Elise, die Verkäuferin, begrüßte sie mit bedeutungsvoll fragendem Blick und warf ihrer Gehilfin aus Beaucet einen raschen Blick zu. Mazan würde heute zu den frischen Baguettes und Croissants einige saftig ausgeschmückte Neuigkeiten serviert bekommen, dachte Zadira.

Oh là là, die neue Polizistin aus Marseille ist in einem roten Kleid gekommen! Doch, wirklich, ein Kleid, statt der ewigen Hosen und Baseballcaps! Und jetzt kommt's: Sie hatte einen Mann dabei!

Nein!

Doch!

Oh!

Es war der Tierarzt, und sie haben zwei Brioches gekauft, ohne auch nur ein einziges Mal ihre Hände voneinander zu lösen!

Na, so was.

Ja – und sie ist auf dem Rücken tätowiert!

Ach?

Zadira lächelte bei dem Gedanken an diese sicher nicht allzu fiktiven Gespräche.

Als sie und Jules mit den zwei duftenden Brioches wieder in das septemberlich pudrige, goldblaue Morgenlicht traten, hörte sie das charakteristische Geräusch eines aufgetunten Scooter-Rollers. Wie ein Schwarm mechanischer Hornissen, der sich rasch näherte. Aus dem Augenwinkel nahm Zadira die beiden schlanken Gestalten wahr, die in dunkler Lederkleidung und mit Helmen auf den Köpfen hintereinander auf dem Motorroller saßen.

Jules drückte sanft ihre Finger. Wieder lächelte Zadira ihn an. Sie würde nie damit aufhören, ihn anzusehen, wenn

er das tatsächlich so wünschte. Ob sie ihm das jemals sagen konnte? Dass sie für ihn alles zurücklassen würde? Alles.

Ja. Vielleicht sollte sie es tun.

Jetzt.

Sie holte Luft.

Der Scooter hielt mit laufendem Motor neben ihnen an, die getönten Visiere der Helme drehten sich ihnen zu.

»Sind Sie Zadira Matéo?«, fragte der Fahrer.

»Ja«, antwortete Zadira, ohne zu zögern. Ohne nachzudenken. Sie lächelte immer noch.

Der Mann hinter dem Fahrer richtete eine Pistole auf Zadiras Herz.

Zwei Schüsse zerfetzten die Welt.

2

Capitaine Lucien Brell hörte die Schüsse, kurz nachdem die schwere Tür der provisorischen Wache mit vernehmlichem Rumsen hinter ihm ins Schloss gefallen war. In dieses Geräusch fielen die Schüsse und hallten in dem Container nach, den die Einwohner von Mazan als »Zuckerwürfel« bezeichneten.

Schüsse? Das konnte nicht sein. Das hier war Mazan, nicht Marseille. Eine Kleinstadt im Herzen der Provence. Hier fielen keine Schüsse auf offener Straße.

Seine Fassungslosigkeit wurde dadurch verstärkt, dass Brell bis zu diesem Augenblick in seliger Erinnerung an den vorherigen Abend geschwelgt hatte. An das Weinfest im Château Pesquié, bei dem er zum ersten Mal seine neue Uniform als frisch ernannter Chef de Police getragen hatte. Wie ihm die Frauen bewundernd nachgeschaut hatten und sogar mit ihm hatten tanzen wollen! Mit ihm, dem dicken Lucien Brell! Und dann, ja, dann hatte er wirklich getanzt. Zuerst mit Natalie Le Goc, ihr zarter Körper war ihm so zerbrechlich zwischen seinen großen Händen erschienen, und anfangs fürchtete er, ihr versehentlich wehzutun. Doch die Bretonin aus Guérande hatte ihm schnell die Scheu genommen. Später hatte er mit Blandine Hoffmann getanzt, der Polizeireporterin des *Vaucluse Matin*, für die Brell schon lange eine Schwäche hegte. Und danach waren andere gekommen. Wahrscheinlich hatte Lucien an diesem

Abend mehr Frauen im Arm gehalten als in seinem ganzen Leben zuvor. Kein Wunder, dass sein Gehirn sich weigerte, von zwei dummen Schüssen aus diesem Paradies vertrieben zu werden.

Waren es wirklich Schüsse gewesen? Konnte nicht auch ein schadhafter Auspuff für das Knallen verantwortlich sein?

Nein. Er wusste genau, wie Schüsse klangen. Trockene, harte Schläge, unverwechselbar. In seiner Stadt. An einem Sonntagmorgen.

In seinem Magen knisterte es. Angst. Diffus wirbelnde Angst.

All diese sich überlagernden Gedanken und Bilder hatten kaum zwei Sekunden gedauert. Brell riss sich aus seiner Erstarrung, eilte auf den Platz vor der Mairie, der menschenleer unter den Platanen lag. Noch während er vom Rathaus Richtung Avenue de l'Europe lief, klingelte das Diensttelefon an seinem Uniformgürtel. Er meldete sich, heftig atmend, aus alter Gewohnheit mit dem Dienstgrad, den er bis vorgestern innegehabt hatte: »Sergeant Brell!«

Dabei registrierte er, wie ein heiser röhrender Scooter mit zwei Gestalten in viel zu hohem Tempo über den Kreisel an der Place de l'Europe raste und stadtauswärts in Richtung Carpentras davonjagte.

Verdammte Halbstarke.

»Lucien!« Elise Morand von der Boulangerie Banette.
»Lucien, die Polizistin ...!«

Er hörte ihre Worte. Aber er begriff sie nicht.

Brell rannte weiter, die Hand um das Telefon gekrallt. Er vernahm seinen eigenen keuchenden Atem, als käme der aus einer Dampfmaschine, die neben ihm lief.

Schon sah er die Menschentraube vor Elises Boulangerie. Stimmen riefen, andere Leute eilten herbei. Autos

bremsten ab, jeder Dritte hatte ein Handy am Ohr. Sein eigenes klingelte wieder.

Der notärztliche Dienst der Feuerwehr.

Sie würden kommen.

So schnell sie konnten.

Brell erreichte den Pulk vor der Boulangerie und dem roten Haus, schob energisch die Neugierigen beiseite.

Dann sah er sie.

Zadira lag, an den knienden Jules gelehnt, auf dem Boden, ihr Gesicht seinem zugewandt, ihre Beine zuckten un-
aufhörlich, ihr rotes Kleid war dunkel vom Blut, das sich
auch links und rechts von ihrem Körper ausbreitete, ihre
Hände zu Fäusten zusammengekrampft. Ihr Mund stand
offen, keuchend und abgehackt ging ihr Atem.

Brell ging Jules gegenüber in die Knie.

»Der Notarzt ist unterwegs«, sagte er heiser. Jules schau-
te nicht auf, seine Hände blieben auf Zadiras Oberkörper
gedrückt, wo das Blut herausquoll, er nickte nur.

»Wird sie ...?« Brell verstummte, er konnte es nicht fra-
gen, nicht einmal denken. Jetzt hob Jules den Blick. Die
Verzweiflung in seinem Gesicht machte Brell krank.

»Sie saßen auf einem Scooter«, stieß Jules gepresst her-
vor.

Der Scooter!

Keine Jugendlichen. Sondern Killer, die vor seiner Nase
davongerast waren. Lucien Brell schmeckte bittere Galle.

»Zadira. Sieh mich an! Hörst du? Sieh mich an! Zadira,
nein, bitte ...« Jules' Stimme wurde lauter. Panischer.

Ihre Beine hatten aufgehört zu zucken. Ihre verkrampft-
ten Hände öffneten sich. Ihre Augenlider sanken herab.

*

Nichts hatte Commissaire Mazan vorgewarnt. Der schwarze Kater, der noch vor wenigen Monaten als namenloser Streuner durch das Land geirrt war, dessen Instinkte im täglichen Überlebenskampf geschärft worden waren und der nun über die Katzengemeinde der Stadt wachte, saß in seinem Garten und genoss den friedlichen Morgen.

Bis zu den Schüssen!

Sein Kopf zuckte hoch.

Manon, die Ingwerfarbene, die Rätselhafte, Freundin und Gefährtin, die ein paar Schritte weiter im Gras des einsamen Gartens lag, sah erschrocken zu ihm herüber.

»Was ist?«, fragte sie. »Was war das?«

Es waren zwei knallende Geräusche gewesen, wie Hiebe, laut, unendlich laut. Und das Gefühl, als würde im selben Moment etwas in ihm reißen.

»Schüsse«, erwiderte er. »Das waren Schüsse.«

Manon konnte nicht denselben Schrecken fühlen wie er. Sie wusste nicht, was dieses Wort bedeutete. Er schon.

Er kannte den Klang von Schüssen, seit damals, als er sich im Gestrüpp der Berge, der *garrigue*, versteckt hatte. Wo das erste Knallen ihn nur erschreckte. Dann aber stob neben ihm die Grasnarbe auf, und nach einem weiteren Knall zersplitterte der Ast eines nahen Busches. Später entdeckte er den Hasen mit dem zerfetzten Leib.

Jagd nannte man das. Wenn die Hiebe näher kamen und Leben auslöschten.

Manons Kleine tollten im Gras herum, die drei Kätzchen, die mit den goldenen Streifen im ingwerfarbenen Fell ihrer Mutter ähnelten, und der kleine Schwarze, der der Wildeste von ihnen war. Schwarz, so wie er.

Commissaire Mazan kannte nun das Geheimnis der Kätzinnen, die blinde weiße Katze Camille hatte es ihm

verraten. Auf eine unbegreifliche Weise waren die vier Kleinen ein Teil von ihm. Ihnen jetzt dabei zuzuschauen, wie sie die ersten Abenteuer ihres Katzendaseins erlebten, hatte ihm tiefen Frieden verschafft.

Bis die Schüsse fielen.

Was ist?, fragten Manons tief glühende Augen.

Er wusste die Antwort nicht. Unruhig lief er zum Gittertor des Gartens, in den er Manon und die Kleinen jeden Tag führte. Seine Sinne suchten. Waren sie in Gefahr?

Nein. Nicht sie.

Sondern ...

Zadira!

Es war, als hinge ihr sanftes rotes Licht nur noch an einem Fädchen, es trudelte, franste aus und ... zerriss.

Commissaire Mazan rannte los.

*

Brell hatte etwas gesagt, aber Jules verstand ihn nicht. Ein grässliches Kreischen füllte seine Wahrnehmung. Etwas in ihm wusste, dass es die Sirene des Rettungswagens war, doch für ihn schien es Zadiras Schrei, da ihr Schmerz ins Unerträgliche wuchs.

Dann waren da andere Hände, richtige Kompressen, eine Beatmungsmaske, Adrenalin und jemand, der ihn an den Schultern nahm. Ihn fortzog von Zadira.

Aber er wollte nicht. Wenn er sie losließ ...

»Jules, kommen Sie. Kommen Sie.«

Widerstrebend gab er nach. Aber er blieb an Zadiras Seite, hielt ihre Hand, als sie auf eine Trage gehoben und ins Auto geschoben wurde. Setzte sich neben sie. Immer noch

ihre Hand haltend, die nur noch ganz leicht in der seinen lag, wie ein verletzter Vogel.

Dann, in einem Impuls wie mit letzter Kraft ... schob Zadira seine Hand von sich fort.

*

Der Schmerz war ein Tier, das sich in sie hineinfräß.

In die linke Achselhöhle, in die linke Brust, es zerfleischte ihre Schulter.

Nein! Geh weg! Doch ihr Mund sagte nicht das, was das Gehirn wollte.

Sie riss mit der rechten Hand an dem Tier, aber es biss noch fester zu.

»Ruhig«, bat der Mann, der sich zwischen sie und die giftige Sonne schob, grüne Augen, ein müdes Gesicht über einem weißen Kragen, »ruhig, Madame, das ist ein Pressverband, Sie dürfen nicht ...«

Quietschende Sohlen auf glattem Boden.

Ihre rechte Hand, die festgehalten wurde. Das Tier, das auf einmal langsamer fraß. Sich zurückzog.

Ihre rechte Hand, die erneut gehalten wurde, aber diesmal anders. Fragend. Sie erkannte die fragenden Finger, die sich um ihre schlossen. Sie erkannte ihre Kraft, ihre Wärme.

Jules.

Sie schob seine Finger fort.

Die Dunkelheit fiel von allen Seiten über sie her.

Der Mistral peitschte kalt über das Land, und die Grabsteine erhoben sich wie blank geriebene Knochen splitter unter der südlichen Sonne. Im Staubsmog flimmerten die Silhouetten der Hochhäuser im Marseiller Norden. Kastenförmige Finger, die sich einem blauen Himmel entgegenstreckten, der sich nie freiwillig für die Bewohner der berüchtigten *quartiers nord* öffnen würde.

Zadira stand auf dem Marseiller Friedhof Saint-Pierre vor dem offenen Wandloch an einem Grab ohne Priester und ohne Imam, ohne Klageweiber und ohne Totenglocken, ohne Gebet und ohne Mutter, denn die war schon vor Jahren in die Endlichkeit vorausgegangen.

Sie weinte. Es schüttelte sie wie in Krämpfen.

Sie war acht Jahre alt und nun ganz allein. Abgesehen von diesem Mann, der ihre zitternde dünne Hand hielt und dessen Chauffeur in einem großen klimatisierten Wagen am unteren Ende der Friedhofsstraße wartete.

Onkel Ariel. So nannten ihn die meisten Kinder, auch wenn sie nicht mit ihm verwandt waren. Zadira wusste, dass Onkel Ariel der Chef des Viertels war, aber nicht, wer er außerdem war oder warum er das Panierviertel als das seinige ansah. Aber dass er auch nicht bei ihr bleiben würde, das wusste sie.

Sie schloss die Augen. Hinter ihren Lidern sah sie eine Zimmerdecke, in der Mitte etwas wie ein Auge, das sie anstarrte. Leise piepende Maschinen, sie hörte das Quiet-schen von Turnschuhsohlen auf dem Boden.

Grüne Augen, weißer Kragen, ein Mund, der sich öffnete, etwas sagte.

Vielleicht: »Sie schaffen das.«

Vielleicht auch: »Sie ist tot.«

Zadira öffnete die Augen wieder und war zurück in Marseille.

Der Staub ihres Vaters verschwand in dem steinernen Kasten. Er hatte sie immer Saddy genannt und sie auf den Namen seiner französischen Frau in die amtlichen Register eintragen lassen, als Zadira Camille Matéo. Er hatte seiner einzigen Tochter Widerspruchsgeist und Freiheitsdrang eingepflanzt und diese wilden Blumen mit Liebe gegossen. Am Tag handelte er mit Koffern und bunten Stoffen aus Nordafrika, bei Nacht schrieb er und rauchte dunkle Zigaretten, hörte leise Tuareg-Musik und erzählte Zadira Geschichten aus seiner Heimat. Sie hatte die Wüste nie gesehen, aber es war, als könnte sie sie fühlen, in sich.

Ihr Vater war erschossen worden. Direkt hinter ihr.

Sie waren in einer der engen Gassen des Panierviertels am Hafen unterwegs, auf dem Weg zur alten Charité, wo zweimal in der Woche ein Arabermarkt stattfand, in dem schattigen Hof des einstigen Krankenhauses mit den Rundbögen. Gewürze und lebende Tiere wurden angeboten, heißer Pfefferminztee aus bunten Gläsern, Stoffe und arabische Bücher, Schallplatten und süßes, klebriges Gebäck, dessen Teig sich auf die Zähne legte.

Die Polizisten hatten beide Zugänge zum Krankenhausinnenhof geschlossen. Zadira war jedoch schnell gewesen, wie immer, schneller als alle, ein dünnes Mädchen mit langen Beinen und der Unfähigkeit, aufzugeben. Als ihr Vater zischte: »Lauf!«, rannte sie los und er ihr nach.

Sie wusste nicht, warum sie vor den Polizisten davonlaufen sollten. Das waren doch die Guten.

Vielleicht lief sie deshalb nicht so rasch wie sonst. Weil der Zweifel ihre Beine am Boden festhielt.

Tarek hatte erneut gekeucht: »Lauf doch!«, als einer der Polizisten »Stehen bleiben!« rief, und noch einmal, während sie die Treppenstufen in Richtung der alten Schule hinaufsprang.

Und dann rief ihr Vater: »Dreh dich nicht um!« Die ersten Schüsse krachten in den schmalen Gassen.

Auf einmal hatte Zadira seine Hand auf ihrer Schulter gespürt. Dass ihr Vater sie herumriss und auf den Boden schubste. So hart hatte er sie noch nie angefasst, und in den Schreck über diese plötzliche Gewalttätigkeit mischte sich grenzenlose Panik, als er neben ihr zusammenbrach. Rote Nässe quoll aus seiner Brust, aus seinem Mund, und seine Augen hefteten sich auf sie. Zadira hörte das seltsame, gurgelnde Geräusch, das seine Brust machte, wenn er einatmete.

Er griff an sein weißes Hemd, immer war er so bedacht darauf gewesen, saubere, gebügelte Hemden zu tragen, sich scharf und streng zweimal am Tag zu rasieren.

Ihr Vater sah fassungslos auf seine blutigen Hände. Diese großen Hände, die Zadira so gut kannte, deren Hügel auf der Innenfläche aussahen wie kleine Kissen aus Haut.

Wie anders war dagegen diese Hand, die sie weiterhin hielt, während das Loch in der Wand der Friedhofsmauer geschlossen wurde. Keine Kissen. Nur raue, trockene, warme Haut.

»Du weißt, was passiert ist?«, fragte der große Mann mit einem merkwürdig singenden Akzent, nicht so breit und hart wie das Marseiller Provenzalisch, sondern eher wie Italienisch.

Korsisch ist die Sprache der Freiheit, so hatte ihr Vater gesagt.

Ihr Vater.

Er würde ihr nie wieder etwas über die Welt sagen können. Und dabei wusste sie doch erst so wenig, so wenig über alles.

Wie sollte sie nur ohne ihn überleben?

Wie sollte sie jeden Abend einschlafen können, ohne ihn nebenan zu hören?

Wie sollte sie eine Sekunde atmen können, ohne an ihn zu denken?

Wieder schüttelte sie ein Weinkrampf.

Ariel Cesari kniete sich vor sie und sah ihr in die Augen. Seine waren dunkel, ringsum ein dichter schwarzer Wimpernkranz. Ein Blick wie von einem sanften Hund.

»Die Polizei wird sagen, dass sie deinen Vater versehentlich erschossen haben. Aber glaub mir: Ein BAC schießt niemals versehentlich. Verstehst du?« Versehentlich, so hatte der Polizeipräfekt es schon verbreiten lassen im Pannier. Während einer Drogendurchsuchung sei Tarek in die Feuerlinie gelaufen. Nachdem er seine Tochter zu Boden geschubst hatte, ja, da seien seine Bewegungen so unvorhersehbar gewesen, und dann ...

Warum wurde überhaupt geschossen? Das fragte niemand. Zu viel fragen, das war nie gut.

Zadira nickte. Und schluckte, um endlich mit dem Weinen aufzuhören.

Der Tod ihres Vaters, das war einer, der niemanden interessierte. Aber ein Tod, der vielleicht gewollt war. Das

raunten jedenfalls bald die Nachbarn. Was hatte Tarek entdeckt, was hatte er getan? War er ein Gangster? Wusste er zu viel? Zu viel worüber? Niemand wurde ohne Grund erschossen, nicht wahr?

Die Paniens sahen Zadira an, und ihre zunehmend misstrauischen Blicke schlossen das Mädchen aus der Gemeinschaft aus.

Sie sah auf dem Friedhof in die Augen des Mannes mit dem Hundeblick.

»Warum musste er sterben? Wer hat ihn getötet?«

»Du wirst es nie erfahren, kleine Zadira. Die Polizisten decken einander, immer. Keiner verrät seine Familie.« Der Mann lächelte, ohne dass das Lächeln seine dunklen Hundeaugen erreichte. »Das ist eine gute Regel, hörst du? Du musst am besten alles vergessen, Zadira. Versprichst du es?«

Sie überlegte. Und schüttelte den Kopf.

»Dann wird es die Wunde deines Lebens sein. Sie schließt sich erst mit deinem Tod. Ganz gleich ob du denjenigen, der geschossen hat, findest oder nicht. Du wirst niemals aufhören zu weinen, kleine Zadira.«

Cesari strich ihr mit seiner trockenen Daumenspitze über die Wange.

Alles, was sie dabei denken konnte, war: Sie würde nie vergessen. Nie. Sie würde den Mörder suchen und dann ... dann würde sie ...

Sie wusste nicht weiter. Sie war acht Jahre alt.

Zadira schloss die Augen, und da war wieder dieses seltsame Zimmer, und da waren diese Gesichter, die sie betrachteten, von oben herab wie Monde. Und das Auge an der Ecke. Es zwinkerte.

Sie öffnete die Augen rasch. Das fremde Zimmer verschwand nicht ganz, es war, als legte es sich wie das Flimmern einer Fata Morgana über den Friedhof.

»Kind«, sagte der Mann erneut.

Er deutete gen Süden, in Richtung der Viertel des Prado, dessen Villen und Parks so fern waren.

»Kind, leg deine Hand an den Stein.«

Sie gehorchte. Ihre kleine Hand, in der Farbe eines Olivenkerns, dunkel und filigran, zitternd wie das Herz eines Vogels, hob sich sichtbar ab von dem weißen, knochenfarbenen Stein.

»Es gibt keine Rassen«, sagte der Mann. »Nur eine: den Menschen. Deine Hautfarbe sagt nichts über deine Intelligenz oder deinen Charakter oder deinen Wert. Doch es gibt Menschen, die sehen das anders. Du wirst nie zur weißen Welt gehören. Aber weil du anders bist und nie dazugehörst – bist du frei. Hast du das verstanden, Tareks Tochter?«

Sie nickte ernsthaft. Das hatte ihr Vater ihr bereits erklärt. Dass in diesem Land nicht gleiches Recht für alle galt. Nicht für sie, und auch nicht für Djamal, den Jungen ihrer Nachbarn im Panier. Der, der jede Tür öffnen konnte, so schnell wie Zadira lief. Weil ihre Haut anders war.

Sie begann zu begreifen.

Sie ballte die Faust.

Sie würde es nicht vergessen.

Niemals.

Bis zu ihrem Tod nicht.

»Gibst du dein Herz, zerreißen sie es« sagte der Mann mit dem Hundeblick.

Das war die erste Lektion, die sie an dem Tag lernte.

Sie merkte es sich.

Dann schloss die achtjährige Zadira fest die Augen.
Vielleicht würde all das dann verschwinden. Der Friedhof, der Tod, Ariel Cesari und sie selbst auch.
Sie schloss noch fester die Augen.
Das Zimmer kam näher.
Es umschloss sie ganz.

*

Das Zimmer manifestierte sich in seinen Einzelheiten.

Das Bettende mit den typischen Stahlstreben eines beweglichen Intensivbettes. Der Schrank auf Rollen. Die übereinandergeschichteten Maschinen, von denen Schläuche wegführten unter die Bettdecke und unter ihr Kittelhemd.

Zadira bewegte ihre Finger; links stachen ihr brennende Schmerzen bis zum Ellbogen hoch, gleichzeitig fühlte sich ihre Schulter taub und tot an.

Immerhin hatte sie den Arm noch.

Rechts schmerzte ihr Handrücken, ihr Unterarm, wenn sie eine Faust ballte. So als ob sie gigantische blaue Flecken hätte. Auch das kannte sie, sie war schon einmal in einer Intensivstation aufgewacht. Es waren die Braunülen für das Schmerzmittel und verschiedene andere Infusionen.

Wenn sie sich konzentrierte, konnte sie auch den Puls abnehmer an ihrem Ohrläppchen fühlen, die Sauerstoffleitungen um ihren Kopf und in ihren Nasenlöchern. Sie konnte spüren, dass sie unter dem verschwitzten Kittel keine Unterwäsche trug und dass man ihr einen Katheder gelegt hatte.

Ihre linke Seite war bis auf Finger und Unterarm taub. Die Brust, die Achsel, die Rippen, die Schulter, der Ober-

arm. Alles taub. Doch das nagende Tier war noch da. Irrendwo tief in ihr. Es würde dort wohnen, unter ihrer linken, tauben Achsel, unter ihrer Haut. Für immer. Und an ihr nagen.

Dann das Geräusch. War das die Tür?

Knisternde Angst.

Wenn nun jemand kam, um ihr ein Kissen über das Gesicht zu legen und fest zuzudrücken?

Es war noch nicht vorbei, das wusste Zadira, auch wenn sie ihre Gedanken nicht zwingen konnte, sich logisch aneinanderzureihen. Aber sie spürte es: Jemand hatte noch nicht genug.

Da. Das Rauschen. Ganz nah. Wasser aus einer Leitung. Da war jemand. In der Toilette neben dem roten Licht an der Tür!

Sie tastete nach einer Klingel, irgendwo musste doch eine sein! Sie war zu schwach, um den Arm zu heben. Die Finger ihrer rechten Hand zuckten umher, aber alles, was sie umschloss, war ihr fremd, sie erkannte die Konturen nicht.

Sie hielt die Luft an. Wenn sie nicht mehr atmete, wenn aus den Maschinen kein Sauerstoff mehr floss, dann würde jemand kommen.

Aber es tat weh.

Der Film sprang an. Das Geräusch des sich nähernden Scooters. Die Stimme, die dumpf unter dem Helm hervorfragte: »Zadira Matéo?«

Wieso hatte sie nur »Ja« gesagt? Wieso?

Weil ich es gerade zu ihm sagen wollte.

Ja.

Zu Jules.

Sie hätten ihn erschießen können.

Sie hätten mich erschießen müssen! Wieso haben sie mich nicht erschossen?

Wieso lebe ich noch?

Jules?

Immer noch hielt sie die Luft an. Wann kam endlich jemand? Wie lange dauerte es, bis endlich irgendeinem unterbezahlten Pfleger auffiel, dass die Patientin am Ende des Flurs nicht mehr atmete?

Es ist noch nicht vorbei.

Dort war noch etwas. In den Schatten. Da lauerte es!

Wer war da, in der Toilette?

Da war doch jemand, da kam jemand, da ...

Jules?

Geh!, wollte sie sagen, aber ihr Mund war zu trocken von Durst und Atemlosigkeit.

Jules!

Sie hätten mich töten können. Wenn sie mich nicht erschossen haben, war es eine Warnung. Sie kommen wieder.

Sie werden mir alles nehmen, was ich liebe.

Jules.

Sie stieß verzweifelt die angehaltene Luft aus und rang nach Atem. Es tat so weh! In einer unwillkürlichen Geste zuckte sie mit der linken Hand. Sofort schoss der Schmerz bis in den Unterarm.

Luft. Sie bekam nicht genug Luft!

Die Tür flog auf, ein Mann kam herein, weißer Kragen, grüne Augen, er schob sich zwischen sie und die Zimmerdecke, rückte ihr den Luftschlauch in der Nase zurecht. Auf seinem Schild stand Benjamin Geffroy.

Sie sah ihn an, flüsterte: »Hilfe«, und »Da ist jemand«, aber er verstand sie nicht, konnte sie wohl nicht verstehen.

Er rückte den Zugang zu ihrem Brustkorb zurecht. Da war ein Beutel, voll mit Wundflüssigkeit, es sah aus, als ernähre er sich von ihrem Herzen.

Hinter Benjamin tauchte ein sonnengebräuntes hartes Gesicht auf. Dunkle, kühle Augen, kurze dunkle Haare, durchzogen von Silber, Ringerschultern unter einem Anzug, der verbarg, dass er eine Waffe nah am Brustkorb trug.

Zadira versuchte, Benjamins Hand zu fassen, aber griff nur in leere Luft.

»Ich komm gleich noch mal«, sagte der Pfleger.

Der Mann setzte sich auf die Bettkante. Er strich Zadira über das schwarze Haar, nahm ihre freie Hand und beugte sich weit hinunter. Er küsste sie.

»Ich dachte, ich hätte dich verloren«, sagte er mit seiner dunklen, entscheidungsgewohnten Stimme.

Sie musste schlucken, bis sie ihre Stimme wiederfand.

»Hast du schon längst«, antwortete sie dann heiser.

Warum war er hier?

Wollte er sie lieben – oder töten?

Es ging nicht. Ich wollte ... aber es ging nicht.
 Waren es deine Augen?

Jetzt, da ich an diesem einsamen Punkt oben auf den Calanques stehe und auf das im Sonnenlicht türkis leuchtende Meer schaue, auf das entfernte Cassis, geht mir auf, dass es deine grünen Augen waren. Weich von der Lust, die du genossen hattest. In deinem Gesicht aus Schatten und Liebe, aus Wüstennacht und Süden.

Deinen Geliebten sollte ich hassen, aber ich kann es nicht. Ich hätte all das doch nicht in dir sehen können, wenn dein Blick hart geblieben wäre. All das!

Mich. Und auch das nicht, was mir verwehrt geblieben ist. Dir aber nicht.

Das hat wehgetan, weißt du?

Neben mir schiebt der Junge den Scooter an den Rand der höchsten Klippe Frankreichs und schaut mich fragend an. Ich nicke. Als er den Roller mit einem kräftigen Stoß in die Tiefe schickt, trete ich etwas zurück. Wie ich erwartet habe, schaut er hinterher, als der Scooter die steile Klippe hinabfällt, Hunderte Meter, und schließlich mit einem fernen Klatschen im anbrandenden Meer landet. Mich beachtet der Junge in diesen Sekunden nicht. Das gibt mir die Gelegenheit, den Schalldämpfer auf die Waffe zu setzen. Von hier oben tragen die Geräusche weit.

Es wäre natürlich einfach, ihn zu stoßen. Oder ihm in den Rücken zu schießen.

Aber so soll es nicht sein. Das bin ich ihm schuldig.

»Schau ihnen immer in die Augen«, hat Tigran mich gelehrt. Darum warte ich, bis der Junge sich zu mir umwendet.

Er hat ein freches Grinsen im Gesicht, so wie es junge Kerle haben, wenn sie etwas Verbotenes tun. Das Grinsen erlischt, als er die Waffe in meiner Hand sieht.

Dann das Staunen.

Das Begreifen.

Das Entsetzen!

Als ich ihm zwei Kugeln ins Herz schieße, schließt sich der Kreis, den er sein Leben nannte. Ein Leben, das in einem schäbigen Wohnblock in Saint-Just begann, ein Leben voller Drogen und Gewalt. Wahrscheinlich ist dieser Tod gnädiger als das, was sonst auf ihn gewartet hätte.

Ich schaue ihm nach, wie er die Klippen hinabfällt. Dem Roller folgt, den er eben selbst dort hinuntergestoßen hat. Es war notwendig, ihn als Gehilfen zu nehmen. Er hatte einen Zweck zu erfüllen. Aber hat er wirklich geglaubt, er dürfe mit dem Wissen über meine Identität weiterleben?

Es ist ruhig in mir. Ich lausche in diese Stille hinein. Suche nach dem Echo seines Todes. Aber ich finde nur dein Echo.

Unten an den Klippen schäumt das Meer. Es hat sein Opfer entgegengenommen, ohne einen Moment innezuhalten. Das Meer ist unersättlich, weißt du das?

Natürlich weißt du es. Es hat dich geformt, so wie auch diese Stadt mich und dich formte. Doch wie hast du es geschafft, dass sie deine Seele nicht zerstört hat?

Diese Stadt, Dämon und Engel. Wie konntest du darin überleben?

WIE, ZADIRA MATÉO?

Der Schrei kommt nicht über meine Lippen, dennoch hallt er in mir nach. Ja, ich weiß, dass du überlebst. Ich weiß, wann meine Küsse tödlich sind.

Aber nun muss ich dich von Neuem jagen.

Danke, Doktor. Das war kein Spaß, sage ich Ihnen.«
Der Bauer reichte Jules einen Scheck. Fünfundzwanzig Euro für die Geburtshilfe eines Kalbes.

»*Au revoir*, Monsieur Proult.« Jules zog den überlangen dünnen Vinylhandschuh von Hand und Arm und reichte dem Bauer die Hand. Er wunderte sich, dass der ihn nur mitleidig anschaute und ihm dann kopfschüttelnd auf die Schulter klopfte.

»*Au revoir*, Monsieur le Docteur.«

Auf dem Weg zum Wagen hatte Jules bereits das Handy in der Hand. Der Anruf war gekommen, als er gerade versuchte, das unglücklich positionierte Kalb zu drehen. Ein schlechter Moment, um zu telefonieren, obwohl er tatsächlich den unbändigen Impuls verspürt hatte, das Telefon mit der freien Hand aus der hinteren Hosentasche zu ziehen.

Er schaute jetzt auf das Display, die Nummer kannte er.

»Was ist los?«, fragte er alarmiert, als Brell abnahm.

»Sie ist aufgewacht.«

»Bin unterwegs.«

Kieselsteinchen flogen unter den Reifen hoch, als er den Porsche 911 Targa vom Hof lenkte. Im Rückspiegel sah er den Bauern immer noch am selben Platz stehen und ihm hinterherschauen. Erst jetzt fiel es ihm ein: Der Bauer, dessen Kalb er zur Welt gebracht hatte, hieß nicht Proult, sondern Benoit.

Jules Parceval musste sich zwingen, den 911er nicht mit voller Geschwindigkeit über die schmale Landstraße zu jagen, so sehr trieb es ihn in das Krankenhaus von Carpentras.

Sie hat überlebt. Zadirra lebt.

Schon nach der Operation hatte die Ärztin ihnen Hoffnung gemacht. Brell, Blandine, Jeffrey und ihm. Die Ärztin hieß Rose Bernard. Sie hatte noch ihren OP-Kittel an, als sie mit ernstem Gesichtsausdruck zu ihnen in die Warterzone gekommen war.

»Sind Sie mit Madame Matéo verwandt?«, war Dr. Bernards erste Frage gewesen.

Nein, es gab keine Verwandten von Madame Matéo.

»Ich bin ihr Verlobter«, erklärte Jules und erntete irritierte Blicke von Brell und Blandine. Nur sein englischer Freund Jeffrey, der ehemalige Elitesoldat, blieb wie immer cool. Er verstand den Sinn der Lüge und bestätigte: »Ja, neulich erst gefeiert.«

Jules wusste, dass die Ärztin sie beide durchschaute.

Er ärgerte sich, dass er sich nicht einfach als Zadiras behandelnder Hausarzt ausgegeben hatte. Aber Rose Bernard sah aus wie eine Frau, die schon viele Lügen gehört hatte. Nach ebenso vielen Operationen.

Die Wirbelsäule sei intakt, die Lunge gestreift, mehrere Lymphknoten verletzt, Knochensplitter des Schlüsselbeins hätten ausgetrieben. Das Unberechenbare sei der hohe Blutverlust, erklärte sie. Die nächsten vierundzwanzig Stunden seien entscheidend.

Es wurden keine vierundzwanzig Stunden.

Sondern mehr als achtundvierzig.

Zwei Tage, in denen Zadiras Körper kämpfte. Ohne Bewusstsein, zwischen Schläuchen und Maschinen, Leben und Tod.

»Stabil«, hatte Dr. Bernard schließlich Jules' drängende Fragen nüchtern beantwortet. »Jetzt muss sie nur noch aufwachen.«

Achtundvierzig Stunden.

Zweitausendachthundertachtzig Minuten.

Einhundertzweiundsiebzigtausendachthundert Sekunden.

Von denen Jules nicht eine einzige geschlafen hatte.

Im Krankenhaus hielt er sich nicht damit auf, nach Lucien Brell Ausschau zu halten, sondern eilte in Richtung Intensivstation. Sie war durch eine sich hydraulisch zur Seite rollende Stahltür vom übrigen Krankenhausbereich getrennt und nur nach einem Anruf und der Gegenkontrolle durch eine Kamera zu betreten. Gleich hinter der Tür saß im Monitorraum immer mindestens eine Schwester oder ein Pfleger, bei denen sich Besucher anzumelden hatten.

Jules war als Arzt – als Veterinär genauso wie als studierter Allgemeinarzt – den Angestellten bekannt und konnte bisher immer ohne Anmeldung durchgehen.

Diesmal aber kam er nicht weit.

Als die Tür aufrollte, sah er einen ihm unbekanntem Polizeibeamten neben dem Monitorraum sitzen. Der erhob sich, als Jules die Station betrat.

»*Bonjour*. Zu wem möchten Sie bitte?«

»Zu Zadira Matéo«, antwortete Jules.

»Das ist nicht möglich.«

»Wie bitte?«

»Melden Sie sich zuerst bei der Verwaltung an. Dort bekommen Sie eine befristete Besucherlaubnis.«

Einen Moment lang war Jules sprachlos.

»Hören Sie«, erklärte er dann verärgert, »ich bin ihr Verlobter und ...«

»Monsieur«, unterbrach ihn der Polizist entschieden, »bitte besorgen Sie sich eine ordnungsgemäße Besuchserlaubnis.«

Jules unterdrückte seinen heftig aufwallenden Ärger und machte auf dem Absatz kehrt. Nur zufällig schaute er auf dem Weg zurück zur Rezeption in den Wartebereich der Chirurgischen Abteilung. Dort entdeckte er Brell und Blandine im Gespräch mit einem Mann mit scharf geschnittenem, über viele Jahre von südlicher Hitze sonnenverbranntem Gesicht.

Als Brell Jules herbeiwinkte, richteten sich die dunkel bohrenden Augen des Fremden auf ihn.

Jules spürte den Blick, während er Blandine mit raschen *bisous* und Brell mit einem Händedruck begrüßte.

»Commissaire Javier Gaspard aus Marseille«, stellte Brell den Fremden vor.

Jules versuchte, den Namen trotz seiner inzwischen brennenden Müdigkeit einzusortieren.

Gaspard?

War Gaspard nicht Zadiras ehemaliger Chef gewesen? Der, der sie nach Mazan versetzt hatte, als Zadira die korrupten Kollegen der BAC hatte auffliegen lassen?

Ja. Aber da war noch etwas anderes gewesen. Als Zadira Jules von Gaspard erzählt hatte, hatte in ihrer Stimme eine Verletztheit gelegen – eine unausgesprochene Bitte, nicht weiter nachzufragen –, die einen heftigen Impuls von Eifersucht in ihm geweckt hatte. Den gleichen Impuls, den er nun wieder empfand.

Jules musterte den Kommissar aus Marseille ebenso wie dieser ihn. Gaspard trug einen perfekt sitzenden sand-

farbenen Anzug. Seine dunklen, sehr kurz geschnittenen Haare lagen wie ein Helm an seinem markanten Kopf. Sein intensiver, direkter Blick war der eines Mannes, der sich für Gnade wenig interessierte. Nicht gegen andere. Nicht gegen sich selbst.

Gaspard machte keine Anstalten, Jules die Hand zu reichen.

»Wieso kann ich nicht zu Zadira?«, fragte Jules ohne Umschweife.

»Sie können Lieutenant Matéo selbstverständlich besuchen«, gab der Commissaire ruhig zurück. »Nachdem Sie sich ausgewiesen haben.«

»Das ist lächerlich«, sagte Jules. Ein Teil von ihm wusste, dass er sich unnötig trotzig verhielt, doch die Art und Weise, wie Gaspard die Kontrolle übernommen hatte, brachte ihn auf.

»Jules«, mischte Brell sich ein, »das ist Routine.«

»So ist es, Monsieur«, ergriff Gaspard wieder das Wort. »Wie ich Capitaine Brell und Madame Hoffmann bereits erläutert habe, gehen wir davon aus, dass der Anschlag mit dem bevorstehenden Prozess zusammenhängt.«

Ein Prozess? Jules hatte keine Ahnung von einem bevorstehenden Prozess. Zwar hatte Zadira ihm einmal zögernd von korrupten Kollegen erzählt und dass sie versetzt worden war, weil sie deren dreckige Spielchen nicht mitgemacht hatte. Aber Jules war bisher nicht auf die Idee gekommen, dass dies der Grund für den Anschlag gewesen sein konnte.

Das Bild, das Gaspard ihm nun von Zadiras früherem Leben zeichnete, machte einen weitaus dramatischeren Eindruck als das, was die wenigen Bemerkungen von Zadira ihn hatten vermuten lassen.

Hatte er ihr zu wenig zugehört?

Hatte sie ihm zu wenig vertraut?

Kannte er diese Frau überhaupt, von der Gaspard jetzt in wenigen Sätzen erzählte?

»Zadira hat mit der internen Ermittlung zusammengearbeitet. Als das nach den Verhaftungen im vergangenen Dezember durchsickerte, musste ich sie rausnehmen. Also habe ich sie versetzt. Matéo hatte nicht mehr viele Freunde.«

Der Mann sprach ruhig und direkt, dennoch witterte Jules das Unausgesprochene zwischen seinen Worten.

»Inzwischen haben sich die Ermittlungen erheblich ausgeweitet«, berichtete Gaspard. »Die BAC Nord ist nahezu geschlossen verdächtig. Es könnte sich im schlechtesten Fall aber über alle Ebenen der Polizei und Justiz in Marseille erstrecken. Wir vermuten, dass von den BACs und deren radikaler Gewerkschaftsfraktion der Impuls kam, Zadiras Aussage zu verhindern.«

Tausend Fragen rasten durch Jules' müden Kopf: Hast du sie wirklich nur versetzt – oder sie aus dem Weg geschafft? Wer ist überhaupt »wir«? Du und deine Kollegen? Von denen einige korrupt sind und andere nicht?

Wer war die Frau, die er liebte? Wer war Zadira Matéo?

Und wer war Gaspard – liebte er sie, oder hasste er sie? Als Mann? Als Polizist?

Jules war unfähig, nur eine dieser Fragen laut zu stellen, geschweige denn zu entscheiden, welche klug und richtig war und welche absoluter Blödsinn.

Dafür fragte Brell das Naheliegende.

»Sie denken, ein Polizist hat die Tat begangen?«

»Wohl kaum«, gab Gaspard kühl zurück. »Ich sagte, dass der Impuls aus dem Umfeld der BACs und der Gewerkschaft kam. Der Täter selbst ist wohl eher außerhalb

der Polizei zu suchen. Es kann aber auch ganz andere Hintergründe haben.«

Was stört dich denn an der Vorstellung, ein Polizist hätte geschossen?, dachte Jules. Dass Zadira fast umgebracht wurde oder dass sie überlebt hat?

Er strich sich über das Gesicht. Er reagierte zu emotional. Sah auf einmal überall Feinde. Nur weil ihm Javier Gaspard so widerlich war. In seinem gut sitzenden Anzug, mit seinem grausamen und doch attraktiven Gesicht. Und weil der Mann ihn von Zadira fernhielt.

»Wir wissen zum jetzigen Zeitpunkt nicht, wer den Anschlag verübt hat, nur dass er nach einem in Marseille bekannten Muster erfolgte. Zwei Männer, ein Moped, eine Waffe. Die Drogengangs lösen ihre Probleme sehr gern auf diese Weise. Wir haben das so nicht erwartet, falls Sie mir das übrigen vorwerfen wollten. Wir wissen nur eines: Irgendjemand wollte Matéo liquidieren, hat es aber nicht geschafft.«

»Und wird er es noch mal versuchen?«, meldete sich Blandine zu Wort.

»Natürlich«, erwiderte Gaspard schlicht.

Jules spürte, wie Übelkeit in ihm aufstieg.

»Was werden Sie dagegen unternehmen? Ebenso nichts wie vorher?«, fragte er so beißend, dass sogar Jeff die Augenbraue hochzog.

Gaspard neigte sich ihm zu, als lausche er einem fremdartigen Wesen bei dessen unverständlichem Genuschel.

»Auf sie aufpassen«, sagte er. Und traf mit diesen Worten Jules' wundesten Punkt.

Denn Jules hatte nicht auf sie aufpassen können, obwohl er direkt neben ihr gestanden hatte. Obwohl er sie an der Hand gehalten hatte.

Er hätte Zadira mit einem Ruck aus der Schusslinie ziehen können. Er hätte sich sogar vor sie werfen können! Er hätte ...

Wieder und wieder waren diese entscheidenden Sekunden vor seinem inneren Auge abgelaufen? Wie oft hatte er den Moment erneut durchlebt, in dem der Hintermann die Waffe hervorzog und direkt auf Zadiras Herz schoss? Zwei Explosionen. Wie oft hatte Jules sein Versagen neu durchlitten? Nicht nur, dass er Zadira nicht gegen den Angreifer hatte schützen können, er hatte es auch nicht geschafft, sie am Leben zu halten. Sie war ihm entglitten. Erst die Notärztin hatte die entscheidenden Rettungsschritte vorgenommen.

Und Zadira hatte am Ende Jules' nutzlose Hand beiseite gestoßen.

In Gaspards Augen las Jules das Wissen um sein Versagen.

»Ach, ja? Aufpassen? Wie denn?«, fragte der Gemeindepolizist Brell scheinbar naiv.

»Wir werden Lieutenant Matéo in ein sicheres Haus überführen, sobald die medizinische Intensivüberwachung nicht mehr nötig und sie transportfähig ist. Ein öffentliches Krankenhaus ist schwierig zu sichern. Dort, wo wir sie hinbringen, kann sie bis zum Prozess geschützt werden und uns bei den Ermittlungen unterstützen.«

In ein sicheres Haus? Jules wagte nicht zu fragen, ob dieses Haus auch vor ihm sicher sein sollte.

»Ich gehe jetzt zu ihr«, sagte er mit fester Stimme. »Sagen Sie dem Beamten ...«

»Das geht nicht.«

»Dann hole ich mir diesen verdammten Besucherchein.«

»Es geht *jetzt* nicht«, Gaspard hörte sich an, als spräche er zu einem trotzigem Kind, »weil sie gerade Besuch hat.«

Er betrachtete Jules. Dann lächelte er und fuhr versöhnlich fort: »Hören Sie, sie ist noch sehr angegriffen und hat Schwierigkeiten, sich zurechtzufinden.«

Erst in dem Moment begriff Jules, dass Gaspard bereits bei Zadira gewesen war. Vor ihm.

Es erstaunte ihn selbst, wie sehr ihn das kränkte.

Er hatte da sein wollen, wenn Zadira aus ihrer Bewusstlosigkeit erwachte. Den ganzen Sonntag war Jules bis tief in die Nacht im Krankenhaus geblieben. Er hatte darauf gewartet, ihr in die Augen zu schauen. Um etwas darin zu finden, was die schreckliche Geste, als sie seine Hand weggeschoben hatte, ungeschehen machte. Oder wenigstens zu einem bedeutungslosen Impuls degradierte.

Gegen vier Uhr morgens war Blandine plötzlich aufgetaucht.

»Dachte ich's mir doch«, meinte sie und schickte ihn nach Hause.

»Du musst schlafen, Jules«, sagte sie. »Halb tot nutzt du Zadira auch nichts.«

Geschlafen hatte er nicht. Aber er war auch nicht da gewesen, als Zadira erwachte. Nicht er, sondern Gaspard.

In diesem Moment betrat ein Mann den Wartebereich und kam auf sie zu. Er war sehr groß, sehr breitschultrig und sehr schwarz. Seine Augen erfassten Jules, und der fühlte sich auf eine ähnliche Weise taxiert, wie das bei Gaspard der Fall gewesen war. Bis auf das Senken der Augenlider, mit dem der große kräftige Mann Jules einen freundlichen Gruß sandte.

Kannte er ihn? Doch Jules hätte sich mit Sicherheit daran erinnert, wenn er einem Mann begegnet wäre, der aussah wie der Schauspieler Omar Sy.

Erst als Gaspard sich dem Neuankömmling zuwandte, ahnte Jules, um wen es sich handelte: Das war Djamal, genannt »Der Schlüssel von Panier«, der einzige Kollege aus Marseille, dem Zadirra vertraut hatte, weil sie sich seit ihrer Kindheit kannten. Djamal arbeitete bei den Kriminaltechnikern. Er war Tatort-Analyst und Spezialist für Cybercrime. Und Zadiras ältester Freund.

»Wie geht es ihr?«, fragte Gaspard.

»Beschissen«, gab Djamal mit tiefer Stimme zurück. »Du hast sie doch selbst gesehen.«

»Sie muss zügig raus hier«, bestimmte der Kommissar.

Djamal schüttelte den Kopf, dann sagte er: »Der Flic, der da sitzt – ist das alles, was wir zu ihrem Schutz aufbieten?«

Jules spürte die Spannung, die zwischen den zwei Männern herrschte. Djamal war größer als Gaspard. Und der mochte es offenbar nicht, zu dem gelassen dastehenden Schwarzen aufsehen und Vorwürfe beantworten zu müssen.

»Und wer sollte deiner Meinung nach bei ihr bleiben?«, fragte Gaspard schließlich.

»Ich.«

»Du weißt, dass das nicht geht.«

»Klar geht das. Hängt nur von dir ab.«

»Ich brauche dich in Marseille. Wir dürfen zudem die hiesigen Kollegen nicht vor den Kopf stoßen. Ich habe Vertrauen in Minotte.«

Blandine ließ ein »Pff« hören. Gaspard ignorierte sie.

»Ich werde hierbleiben«, entschied Gaspard.

Jules unterbrach den Wortwechsel der beiden.

»Schön. Ich gehe jetzt zu ihr«, sagte er.

Djamal drehte sich zu ihm um. »Moment. Sie sind der Tierarzt? Jules Parceval, nicht?«

Jules nickte, anstatt Djamal zu korrigieren, dass er einer der seltenen Fachidioten mit zwei Examen war.

Djamal legte ihm seine Pranke auf die Schulter.

»Tja, tut mir leid, mein Freund«, sagte er. »Ich soll Ihnen etwas ausrichten. Zadira will Sie nicht sehen.«